

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 247

Posen, den 26. Oktober 1929

3. Jahrg.



(7. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Sie war ganz gütig gegen die Tochter, ganz Rücksicht. Noch nie hatte sie ein so ausgeprägtes Muttergefühl für die- selbe empfunden wie eben jetzt. Sie kaufte Blumen für Hella und eine Bonbonniere, sowie ein kleines Körbchen aus- gewählter Früchte und belegte ihr eigenhändig einen Fenster- platz in einem Abteil erster Klasse.

„Hast du auch genügend Geld, mein Kind?“

„Mama, du hast mir erst gestern dreihundert Mark gegeben.“

„Ich dachte nur! — Du brauchst natürlich nur zu schrei- ben, wenn du am Ende bist.“

Hella nickte und würgte die Tränen hinab! — Die Mama war doch gut. Aber wenn es die rechte Mutter gewesen wäre, hätte sie vielleicht die Arme um sie geworfen und an deren Brust den großen Kummer ihres jungen Lebens aus- gemeint. — So schwieg sie.

Und dann stand Frau Marion allein und sah dem schwar- zen Punkte nach, der in der Ferne verschwand. Es war doch sehr vernünftig gewesen von Hella, zu gehen. Sie war wirklich ein tapferes, kluges Mädchen, das schon ganz gut allein mit sich selber fertig würde.

Daß sich um dieselbe Minute ein junges Mädchengesicht in die roten Samtpolster bohrt und von verzweifeltstem Schluchzen geschüttelt wurde, konnte sie nicht sehen.

Sie gewahrte nur den Herrn, der in tiefer Reflexion den Hut vor ihr zog und reglos stehen blieb, bis sie vorüber war.

Erst nach Sekunden kam ihr das Erinnern. Das war doch Rachel gewesen! Der Maler! — Sie hatte wahrhaftig ganz auf dessen Existenz vergessen. Er hatte solch tief unglück- liches Gesicht gemacht. Sie wandte sich um und rief ihn mit einem Nicken zu sich. Er kam im Sprunge. „Kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?“

Sie verneinte lächelnd. „Gehen Sie mit bis zum Wagen! — Ich komme heute nachmittag. — Sie wollten mich doch malen.“

„Gnädige Frau! — — —“ Das Herz klopfte ihm bis zum Halse, seine Augen blickten auf. „Wann darf ich Sie erwarten?“

„So gegen fünf Uhr. Ist es Ihnen recht?“

„Es dunkelt so rasch,“ wagte er einzuwenden und empfand eine ungeheure Angst, sie könnte ihm zürnen.

„Dann eine Stunde früher! — Ja?“

Sie wurden von der Menschenwoge, welche durch die Hallen flutete, hin und her geschoben. Sein Arm zitterte, als sie darnach griff, um einen Halt zu finden. Das Blut brauste ihm durch alle Adern. Er vergaß, daß er wütend über sie gewesen war, als sie ihn so lange warten ließ und er jeden Nachmittag vergebens auf ihr Kommen horchte. Daß er geschworen hatte, wenn er sie wieder treffen sollte, sie ganz von oben herab zu behandeln, um ihr zu zeigen, daß ihm nichts, aber auch gar nichts an ihr liege.

Nun machte die einzige Bewegung, mit welcher sie ihren Arm durch den setnen hob, ihn wieder zu ihrem Sklaven.

Und für sie war es sehr nett: Eine Spielerei, eine hübsche Abwechslung. Vielleicht kam das Bild in die Kunstaus- stellung. Sie sah sich so gern bewundert.

„Was soll ich denn anziehen,“ fragte sie naiv.

Man stand schon am Wagen. Der Chauffeur hielt den

Schlag offen. Rachel konnte ja ein Stück mitfahren. Sie machte nur eine Handbewegung.

Nun fühlte er wieder ihre Nähe wie damals. Ihre Knie berührten die seinen. Der feine diskrete Duft ihrer Kleider wob in der Abgeschlossenheit dieses Raumes Zauberkreise um seine Sinne. So mit ihr sein dürfen — ein ganzes Leben lang.

„Sie haben mir vorher keine Antwort gegeben,“ erinnerte sie. Er wußte es nicht mehr. — Sie mußte nochmals fragen. Er hatte Mühe, ihren Worten zu folgen.

„Vielleicht hätten sie ein dunkles Kleid, gnädige Frau. — Tiefblauen Samt — oder so!“ Er hielt die Hand über die Augen, sich das Bild vorzustellen, wie seine Phantasie es zeichnete. „Der Ausschnitt in die Runde gehend — sehr tief — sie haben so wundervolle Schultern.“ Er hielt inne, weil er glaubte, ein Lachen gehört zu haben. Aber als er nun zu ihr aufsaß, war ihr Auge vollkommen ernst. „Perlen! — Sie haben gewiß Perlen, gnädige Frau! — Es müßte wundervoll sein, deren irisierendes Spiel auf dem dunklen Samt.“

Draußen jagten die Auslagen vorüber. Rachel empfand es kaum, daß sie durch einen Stadtteil fuhren, der ihm fast unbekannt war. Mit einem Male dehnten sich weltabge- schiebene Paläste — Willen reiheten sich aneinander, Gärten grünten auf.

Frau Marion war zu Hause.

Seine Verblüffung, als der Wagen hielt, war so ehrlich, daß sie in kindlich helles Lachen ausbrach. „Was machen Sie für erstaunte Augen! — Also auf Wiedersehen, heute um vier Uhr!“

Er glaubte ein spöttisches Lächeln im Gesichte des Chau- feurs zu sehen und neigte sich hastig über ihre behandschulte Rechte.

Dann stand er allein, sah nach der Uhr und erschrak. Es ging bereits auf zwei Uhr. Er mußte sehen, daß er eine Tram erreichte, griff in die Taschen und fand sie leer. Er hatte nichts als den Hauschlüssel darinnen stecken.

Also gehen! — Wie weit mochte es sein? An der nächsten Straßenecke traf er einen Schuhmann und fragte nach der Länge der Strecke. — „Eine Stunde!“ — Das war ja gräßlich. Und um vier Uhr kam sie! — Er begann zu laufen. Die Passanten sahen ihm kopfschüttelnd nach, wie er die Straßen kreuz und quer rannte und wieder in eine neue einbog.

Es war drei Uhr, als er staubig und verschwitzt zuhause anlangte. Nana war schon weggegangen. Sie suchte jetzt immer nach Motiven und war ungeheuer fleißig. Nur Nikolaus Dimitri begegnete ihm, als er nach dem Umkleiden in sein Atelier hinaufging.

„Bleibst du lange weg?“ forschte Rachel. Er erinnerte sich an Frau Marions Worte, nicht mit dem Freunde zusammen- treffen zu wollen.

„Weshalb fragst du?“

„Ach! — Ich dachte nur.“

Rachel suchte sich eine sichere Haltung zu geben. Er durfte doch den anderen nicht erst aufmerksam machen, daß sie zu ihm kam. Ueber das Geländer geneigt, horchte er auf Dimitris Schritte, die sich rasch entfernten und atmete auf. Es glückte wider alles Erwarten.

Hastig öffnete er die beiden Fenster im Atelier. Der Tag war strahlend lenzhast, blauer Himmel sah wolkenlos herein und die Luft ergoß sich leicht und düstelschwer in den großen Biercksraum.

Er war gar nicht mehr bei Sinnen, wie er jetzt herumließ und bald hier, bald dort etwas zu ändern nötig fand. Büden, die ihn sonst nie störten, suchte er mit irgend etwas auszufüllen, fand nichts und war todunglücklich darüber.

Nanas rührend schlichter Weißseidenstrauß, den sie gestern

selbst gepflückt und auf den Tisch gestellt hatte, flog mit einem Wurf an das Fensterhims. Es mußten Rosen für sie bereit sein. Nur Rosen düfteten ihm gut genug für die herrliche und verwöhnteste aller Frauen.

Er rannte die Treppe hinab, wollte einem Kinde fünfzig Pfennig schenken, daß es ihm Rosen besorgte und lief dann selber. Sie mußten doch auch im Farbenspiel zusammenpassen. Er war einen Moment entsetzt, als der Verkäufer den Preis nannte. — Er hatte vergessen, daß man erst im Mai stand. Aber er mußte sie haben.

Der große Lehnstuhl wurde zum Fenster placiert. Hier sollte sie sitzen.

Als die Uhr zwanzig Minuten nach vier zeigte, und sie immer noch nicht gekommen war, ergriff ihn ein Aerger ohnegleichen. Er ballte die Finger zu Fäusten. — Es schlug ein halb fünf — sie kam nicht.

Und als die Stunde vorüberging und sie noch immer nicht am Plage erschien, kannte seine Wut keine Grenzen mehr: Er nahm die Rosen mitsamt der Vase und schleuderte sie in das armeneliche Stück Vorgarten, das sich unten vor dem öden grauen Hause breit machte. Mit einem Fluche riß er das Tischtuch herunter, über das sich ein Teil des Wassers ergossen hatte und warf es, zu einem Knäuel geballt, in die Ecke. Ganz von Ingrim und rasendem Zorn erfüllt, warf er Skizzen und Altin durcheinander, daß sie wie aufgeschreckte Vögel ins Zimmer flatterten und den Boden bedeckten.

In eben diesem Augenblicke, als sein Zerstörungswahnsinn den Höhepunkt erreichte, öffnete sich die Türe und eine helle lachende Stimme bot ihm mit drolligem Erstaunen „Guten Tag.“

Er stand wie ein Klotz auf die Bretter des Bodens gerammt und vermochte sich nicht zu rühren.

„Ich habe geklopft, Herr Nagel — sogar zweimal. — Aber sie haben mich nicht gehört! Wie hübsch es bei Ihnen ist.“ Ihr helles Lachen sicherte vergnügt durch den Raum. „So habe ich es mir ungefähr gedacht! — Ein Künstlerheim.“

Er stand noch immer wie ein Delphische.

Sie ging ein paar Schritte auf ihn zu, stolperte über einige Blätter, fing sich geschickt an der Tischkante und sah ihm dann lachend ins Gesicht. „Wollen Sie mir nicht ablegen helfen, Herr Nagel?“

Er hob die Arme wie ein Hampelmann und half sie aus dem Mantel schälen. Seine Lippen zitterten aufeinander. Er zog die Finger zurück, als sie auf ihre nackten Schultern trafen, die wie gelbweißer Marmor aus dem Dekolleté des dunklen Samtleides tauchten. Aus dem Gold des Haares löste sich langsam eine lockige Welle und glitt über das Ohr nach dem Nacken hinab.

Nagel sah sich um, als sei er in den eigenen Räumen ein Fremder. machte eine starre Geste und hielt ratlos den Mantel im Arm.

„Wir wollen ihn auf das Sofa legen, damit sie die Hände freibekommen,“ erinnerte ihn Marion. „Ich bin ein bißchen müde und komme direkt von der Filmerei. Wir mußten eine Szene noch einmal üben und darum ist es so spät geworden. — Sie sind doch nicht böse, oder?“

Er kam sich vor wie ein Irrenhändler, der nach langer Einzelhaft das erstemal wieder unter Menschen tritt.

Endlich sah sie, machte ein paar nervös tastende Bewegungen nach der Stirne hin, steckte die goldenen Haarstränge wieder zurecht und lehnte den Kopf wie ein schnurrendes Kätzchen behaglich in das Kissen, das er ihr unter den Rücken schob.

„Er starrte sie an, als sehe er sie das erstemal.“

„Nun, mein Lieber?“ — Sie lachte. Es war wieder dieses helle, prickelnde Lachen, über dem er alle Vernunft vergaß.

Er lief nach dem kleinen Schranke und suchte nach einem Tischtuch — entdeckte ein Leinen, riß es heraus und breitete es über die weiße Platte. — Es entpuppte sich als ein Bettlaken mit einem großen Längsschlitze in der Mitte.

Marion sah, wie die Scham ihm im Gesichte brannte. Seine Hände zitterten. Das stimmte sie mitleidig. „Lassen Sie doch, Herr Nagel. Warum wollen Sie denn ihre Künstlerstube kultivieren, wie das Modeheim eines Alltagsmenschen? Es ist doch so hübsch bei Ihnen! — Kein wirklich!“ Sie griff nach den mißhandelten Weichen auf dem Fensterhims und hielt sie kosend gegen die Wangen.

Mit halbgeschlossenen Lidern lag sie in dem Stuhle hingegossen. Sie wußte aus ihren großen Rollen, wie man die Menschen bis zum Taumel rasend und gerührt machen konnte.

Er durfte nicht mehr hinsehen. „Wollen Sie — haben Sie — soll ich Ihnen eine kleine Erfrischung bringen?“ stotterte er, vollkommen verwirrt.

„Sie kuschelte sich enge in den Stuhl und drückte das Kissen gegen die samtene Wange. Kindhaft bittend schlug sie die Augen zu ihm auf. „Es wäre sehr lieb von Ihnen, Herr Nagel! — Mir ist ganz elend!“

Nagel nahm es ungemein tragisch, sah nicht die verwöhnte, launische Frau, sondern lediglich die hungernde Geliebte, bat einen Augenblick zu entschuldigen, rannte zur Türe, stolperte die Treppe hinab und jagte zum nächsten Konditor. Er empfand unklar, daß eine Frau wie Marion Tuney eine Süßigkeit haben wollte, wenn sie Hunger empfand.

Als er zurückkam, schloß die schöne Frau, das heißt, sie hielt die weißen, schmalen Hände im Schoß verschlungen und machte sich gar nicht die Mühe, aufzustehen.

Er fand es rührend idyllisch und hantierte geräuschlos. Als er gedeckt hatte und seine Augen über den Tisch schweiften und diese fanden, daß alles gut sei, weckte er sie, indem er sich auf den Boden kniete und seinen Mund auf die Nägel ihrer Finger drückte.

Sie sah kaum auf ihn herab und nickte anerkennend. „Ihr Männer seid doch praktisch als man für gewöhnlich denkt. Ich bin so furchtbar unbeholfen, wenn der Diener ausnahmsweise einmal nicht decken kann und stelle mich furchtbar ungeschickt dabei.“

Er servierte wie ein Ober. Hin und wider warf sie ihm einen Blick zu, daß ihm heiße Wellen von der Sohle bis zu den Schläfen jagten. Sie sah, daß sie gezündet hatte wie ein Blitz, der in ein vordem kaltes Gemäuer aus Sand und Steinen fuhr und es bis zum Grund hinein zerschmolz. Und sie bemerkte die Flamme, die ihr entgegenloderte, näherte sie wie ein gedankenloses Kind, das Freude an einem lustig prasselnden Feuer empfindet, wenn es gleich selbst in die Gefahr gerät, davon erfasst zu werden.

„Nun bin ich satt, Herr Nagel.“ Sie sah ihn an und mußte hellauf lachen, als sie sein erstauntes Gesicht gewahrte. „Sie wollen mich doch malen, nicht wahr, oder soll ich erst zu einem dicken Schlächterweib gemästet werden, ehe ich Ihnen sitze?“

Er wußte nichts zu sagen, stammelte etwas von hereinbrechender Dämmerung, vom Verwischen der Konturen und ungünstiger Lichtwirkung. In Wirklichkeit empfand er aber das Unmögliche, jetzt auch nur einen Pinselstrich zu tun.

„Also, wenn es nun heute nichts mehr ist! — — — Frau Marion hatte die Hände auf die Armlehne gelegt und ließ den Kopf nach rückwärts gleiten, „dann wollen wir noch ein bißchen plaudern! — Nein, kein Licht machen, Herr Nagel! Bitte nicht! Ich liebe es so sehr, ein wenig im Dämmer zu sitzen.“

Aber was sie liebte, davor fürchtete er sich wie ein Knabe, der schon mit einem Fuß in verbotenen Gärten steht und auch den zweiten nachzuziehen sucht.

Als ihre Worte aus der matten Helle zu ihm herüberklangen, jagten Schauer über seinen Leib. Nebel stiegen vor ihm zur Decke, er empfand, daß er alles dafür hinwerfen könnte, wenn es ihm erlaubt würde, sich nur einmal an ihren Lippen satt trinken zu dürfen.

Der Reiz dieser Stunde wurde jäh zerrissen, als sich die Türe aufstieß und Nanas Stimme durch das Schweigen klang. „Duschinka. Du sitzt ja im Dunkeln.“

Nagel sprang auf, daß der Stuhl fiel. Was mußte sie gerade jetzt kommen. In dieser Minute hatte er Nana.

Als er mit ungeschickten Händen Licht gemacht hatte, sah das Mädchen Frau Marion im Stuhle sitzen. Es wurde blaß, benahm sich aber vollkommen korrekt und grüßte die Diva. Keine Frage wurde laut. Nagel mußte selbst sprechen, daß Frau Tuney ihm zu einem Bilde sitzen werde.

Der Abschied war äußerst kühl und kurz. Sorglich hüllte der Maler die schöne Frau in ihren Umhang und begleitete sie die Treppe hinab.

Als er die Haustüre öffnete, stand draußen eine schlante, hagere Gestalt in dunklem Mantel und breitkrempigem Hute, unter dem das bleiche Gesicht wie eine Totenmaske hervorlachte. Nikolaus Dimitri trat einen Schritt zurück, grüßte und ließ das Paar vorüber. — Kein Wort fiel.

Er blieb noch einen Moment auf der Schwelle stehen und tauchte dann in der Dunkelheit des Treppenhauses unter. Seine bleichen Hände tasteten nach dem Knauf des Stiegengeänders. Er umfaßte es mit den Armen und drückte das Gesicht hinein. Nichts als ein Wimmern wurde dabei hörbar.

Von oben rief Nanas Stimme: „Nagel, soll ich dir Licht bringen? — — —“ Als keine Antwort erfolgte, trat sie wieder in das Atelier aurlück.

(Fortsetzung folgt.)

Pan Twardowski.

Die Landesausstellung ist vorüber. — Wer die Ausstellung besuchte, sah über dem Eingang zum „Lustigen Städtchen“ eine große Mondschel. Auf der Mondschel saß ein Mann; darunter hing eine große Spinne . . .

Der Mann auf der Mondschel stellte den Pan Twardowski vor, einen polnischen Edelmann und großen Zauberfürsten, die Spinne an der Mondschel seinen treuen Diener Maciel . . .

Als Zygmunt Stary (Siegismund der Alte) König von Polen war, lebte in Krakau ein sehr gelehrter Edelmann, namens Twardowski. Tag und Nacht studierte er, um alle Geheimnisse der Welt zu erkennen.

Einmal saß er bis Mitternacht über einem dicken, alten Buche. Das Buch beschrieb die Kunst, den Teufel zu beherrschen. „So, so!“ rief Twardowski, „das gefällt mir! Satan erscheine!“ Mit einem großen Knall flog das Fenster auf, und der Teufel stand grinsend im Fensterrahmen, die rabenschwarze Nacht als Hintergrund. „Was befehlst du, gnädiger Herr?“ fragte er mit tiefer Verbeugung. „Reiße die riesige Kiefer, die vor dem Tore des Heiligen Florians steht, aus, und pflanze sie auf den Felsen Arzemonel bei Krakau, befahl Twardowski. „Zweitens: drehe mir aus dem Sand der Weichsel eine Peitsche! Und drittens: wecke alle Hunde, Katzen und Hähne und lasse sie ein Konjert geben, daß alle Krakauer aus dem Schlafe fahren und sich die Ohren verstopfen!“

Der Teufel grinst: „Kein Dienst ohne Bezahlung! Unterschreibe einen Kontrakt, daß ich dich lebendig in die Hölle führen kann, wenn ich dich in Rom antreffe. Dann will ich dir dienen, wie du befehlst.“

Twardowski lachte: „Du bist ein dummer Teufel! Denkst du denn, daß ich nach Rom reisen werde, um dort dir in die Krallen zu fallen?“ Er unterschrieb den Kontrakt mit seinem linken Herzfinger, den er in das eigene Blut getaucht hatte.

Von nun an diente ihm der Teufel in allen Stücken. Er riß die riesige Kiefer aus und pflanzte sie auf den Felsen, in den er mit seinen eigenen Händen ein Loch trachte. Er drehte aus dem Weichsel sand eine Peitsche, daß ihm der Schweiß in Strömen am Körper hinunterlief. Er weckte alle Hunde, Katzen und Hähne und ließ sie eine Stunde lang einen Höllenpektakel machen, daß alle Krakauer sich entsetzten . . . Der Herr Twardowski stand befriedigt und stolz in dunkler Nacht als Herr des Teufels . . .

Er ließ dem Teufel keine Zeit zum Verschnaufen. Er befahl ihm, alles Silber Polens nach den Sandgruben bei dem Städtchen Oksuz zu tragen und dort mit Sand zu bedecken. Im Schweiß seines Angesichts lief und schleppte der Teufel. Von daher rührt die Silbergewinnung bei Oksuz.

Ein andermal mußte ihn der Teufel auf dem Krakauer Markte hoch in die Luft heben und ihn hier zur Verwunderung der Leute wie eine Vogel fliegen lassen. Zuletzt ließ er sich auf ein Haus nieder, auf dessen Giebel ein marmornes Pferd als Verzierung stand. Twardowski bestieg das Pferd und — o Wunder und Entsetzen! — das marmorne Pferd sprengte mit ihm in der Luft davon wie ein edles arabisches Roß . . . Die Leute bekreuzigten sich vor dem Teufelspust . . .

Einmal erzählte ihm sein treuer Diener Maciel von einem schönen, klugen, aber armen Mädchen, das nur dem Manne zum Traualtar folgen wolle, der erriete, welch Tierchen sie in einer schwarzen Flasche gefangen hielt. Die schwarze Flasche stünde außerdem noch in drei schwarzen Kästchen, von denen eins immer im andern steckte. Twardowski ging zu dem Mädchen. Der Teufel ging mit und spionierte ungesehen an den Kästchen und in der Flasche herum. Er berichtigte Twardowski das Ausguckschaffete. Twardowski sagte zu dem Mädchen: „Du hältst eine Biene gefangen. Und jetzt komm mit mir, du wirst meine Frau!“ Dem Mädchen gefiel Twardowski nicht. Er roch nach Pech und Schwefel wie der Teufel. Sie mußte ihm aber folgen.

Twardowski liebte und achtete sie nicht. Er kummerte sich nicht um sie. Er gab ihr kein Essen, keine Kleidung, kein Geld. Da verließ sie ihn, baute sich eine Lehmklate, formte aus Lehm Töpfe und Schüsseln und verkaufte sie auf dem Krakauer Markte, um sich auf diese Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Als Twardowski davon hörte, setzte er sich auf ein Pferd und ritt durch die Töpfe und Schüsseln, daß nur noch Scherben von ihnen blieben. Frau Twardowska zeterte und schalt. Er aber lachte. Da erboste sie sich so, daß ihr vor Aerger die Galle über die Leber lief und sie tot umfiel.

Von ihrem Tod hörte der Krakauer Wojewode. Erzürnt sandte er seinen Heibuden zum Herrn Twardowski, er solle sofort ins Schloß kommen, um sich seines groben Spätes wegen, der seiner Frau das Leben kostete, zu verantworten. Twardowski ließ dem Wojewoden sagen: „Wenn der Herr Wojewode mit mir sprechen will, dann soll er zu mir kommen!“ — Ergrimmt über die Antwort schickte der Wojewode zehn Heibuden aus, den Herrn Twardowski zu holen. Twardowski sah sie kommen. Er trat in die Tür. „Nicht einen Schritt weiter!“ gebot er. „Seht euch auf die Straße!“ Und da saßen die zehn starken Heibuden auf der Straße und konnten sich nicht rühren, und die Leute lachten sie aus.

Indessen wartete der Wojewode auf ihre Rückkehr. Als sie nicht kamen, eilte er wutentbrannt persönlich zu Twardowski, begleitet von vielen Edlen.

Gegenüber dem Hause des Herrn Twardowski war ein Gasthaus: „Zum Hahne!“ Ein blechener Hahn mit ausgebreiteten Flügeln hing als Schild über der Haustür.

Als der Herr Wojewode angeritten kam, schwang Herr Twardowski sich auf den blechernen Hahn. Der bekam Leben, flog auf die Straße und stolzierte mit seinem Reiter dem Herrn Wojewoden entgegen. „Heil, großmächtiger Wojewode!“ sagte Twardowski mit zierlicher Verneigung vom Hahne herunter. „Heil, großmächtiger Schwarzfürst!“ rief wütend der Wojewode. „Wo sind meine Heibuden?“ „Sie sitzen die Strafe ab für den großmächtigen Herrn Wojewoden,“ erklärte Twardowski. „Du Teufelsbraten!“ schrie der Wojewode, zog sein Schwert und ritt zornig gegen Twardowski los. Twardowski aber stieg von seinem Hahn, im Nu saß — niemand weiß, wie es kam — der Herr Wojewode auf dem laut krähenenden Hahn und ritt — gegen seinen Willen — mit schwingendem Schwerte seinem Schloß zu. Aus allen Höfen kamen krähenende Hähne. Das Gefolge des Wojewoden und die Heibuden bestiegen die Hähne. Unter lautem Krähen ritten alle nach der Wojewodenschaft, gefolgt von den lachenden Krakauern.

Der Wojewode schwur Twardowski Rache. Er ging zur Heze Jaga. Die war schlimmer als der Teufel. Er sagte zu ihr: „Ich werde einen Ball veranstalten und den Pan Twardowski einladen. Du kommst auch zu dem Balle und guckst durch das Schlüsselloch eines Nebenzimmers. Gib gut acht. Wenn ich Herrn Twardowski kisse, dann verwandelst du ihn in eine Ameise, und ich trete ihn tot!“

Dieser Plan freute die Heze. Sie wartete schon lange auf eine Gelegenheit, Herrn Twardowski und dem Teufel, die sie links liegen ließen, ihre Macht zu zeigen. — Dem Teufel, der diesen Plan hörte, wurde bange. Er fürchtete die Heze Jaga, die war ihm in Bosheit und Lüge über . . . Pan Twardowski aber lachte ihn aus. „Verkleide deine Teufelsgefallen in Musikanten und gib ihnen die Instrumente der Hölle! Ich will dem Wojewoden das Tanzen lehren!“

Der Balltag kam. Twardowski fuhr in allem Glanz eines polnischen Edelmannes zum Ball. Der Wojewode ging ihm entgegen und küßte ihn auf beide Wangen. Die Heze Jaga stand im Nebenzimmer auf der Lauer. Sie bückte sich zum Schlüsselloch. Das hatte aber der Teufel mit tausend Wangen dicht verstopft.

Jetzt hob der Teufel den Taktstock. Seine Gefellen setzten mit allen Instrumenten ein. Die Höllenmusik fuhr jedem in die Beine. Jeder fing an zu tanzen, ob er wollte oder nicht. Sei, wie schmiß der Herr Wojewode die Beine! Wie klopfte er mit den Stiefeln! . . . Die Nebenzimmertür öffnete sich. Sei, wie die Heze Jaga herumwirbelte! . . . Der Wojewode ergriff die häßliche Alte und tanzte — tanzte — tanzte — Krakowiaf, Masur, Rujawiaf — was die Teufelsmusik spielte. Er warf seine Wojewodenmütze in die Höhe, er klatschte mit den Händen, er juchzte, er stampfte mit den Stiefeln . . . Erst um 12 Uhr mittags des andern Tages hörten die Teufelsgefallen zu spielen auf. Da war Pan Twardowski schon längst zu Hause. Der Wojewode und die Heze Jaga fielen halbtot vom Tanzen zu Boden. — Die Krakauer lachten wieder über den Streich. Alle fürchteten Twardowski aber immer mehr. Sogar der Wojewode fürchtete sich und ließ ihn fortan in Ruhe. —

Trotz aller Zauberkunst wurde Twardowski aber alt. Das grämte ihn. Er konnte dem Alter jedoch nicht aus dem Wege gehen. Alle Teufelslist wußte hier keinen Rat und kein Mittel. Doch siehe! — Eines Tages las er in einem alten Doktorbuch ein Rezept für das Verjüngen. Er rief seinen treuen Maciel: „Höre genau zu, was ich dir sage! Du legst mich in einen Sarg, salbst mich mit dem Saft dieser Kräuter, die ich dir hier gebe, und begräbst mich. Nach sieben Jahren, sieben Monaten, sieben Tagen, sieben Stunden, sieben Minuten und sieben Sekunden gräbst du mich wieder aus. Schwöre mir, daß du das alles genau befolgst!“ Mit Tränen schwur es der treue Maciel und tat weinend, wie ihm geheßen . . .

Nach sieben Jahren, sieben Monaten, sieben Tagen, sieben Stunden, sieben Minuten und sieben Sekunden stand Maciel um Mitternacht mit einer Schaufel vor dem Grabe, zündete sieben Lichter an und fing an zu graben. Und — o Wunder! — ein Jüngling stieg aus dem Sarge, in dem Weissen und Stiefeln mütterchen blühten. Niemand erkannte in dem Jüngling den ehemaligen Zauberkürsten Twardowski. Damit der alte Maciel ihn nicht verriet, verwandelte Twardowski ihn in eine Spinne, die er begte und pflegte und die niemand töten durfte. —

Nach seiner Verjüngung begann Twardowski ein neues Leben. Er wurde ein Arzt und half vielen Kranken. Gegen Arme war er gütig und mildtätig. Wenn er zu Kranken oder Armen ausging, nahm er die Spinne Maciel stets mit sich. Wenn er bei seinen Büchern saß, hing die Spinne über seinem Schreibtisch. Er sprach mit ihr. Er gab ihr Lederbissen.

Der Teufel aber ärgerte sich. Der neue Twardowski gestrich ihm nicht. Er wollte ihn zu einer Reise nach Italien bereiten, wo gerade auch in Rom so viele herrliche Sehenswürdigkeiten seien. „Ich merke deine Hinterlist, lieber Teufel!“ sagte Twardowski. „Zu einer Romreise habe ich noch lange Zeit. Mir gefällt es im polnischen Krakau besser.“ Der Teufel zersprang fast vor Wut, aber es half nichts. Er erkannte neue Ränke.

Damals war bei Krakau ein Gasthaus „Zum Hunde“. Der Teufel schwärzte diese Aufschrift mit Höllenruß und schrieb auf das Schild mit einem Stück Phosphor: „Stadt Rom.“ Dann verkleidete er sich als Diener und fuhr in einem Wagen zu Twardowski und bat ihn, zu seinem kranken Herrn zu kommen.

Es war ein arges Unwetter. Sturm, Regen, Blitz und Donner Schlag, die Pferde scheuten. Twardowski saß in der Kutsche und ahnte nichts Böses.

Endlich hielt der Wagen und Twardowski stieg aus. Kaum aber hatte er die Schwelle des Gasthauses überschritten, da rief der Teufel triumphierend: „Du bist in Rom, und ich führe dich jetzt geradewegs lebendig in die Hölle. Hier sieh deinen Kontrakt!“

Twardowski entgegnete unerschrocken: „Du irrst dich, Teufel, wir sind in einem Gasthaus und nicht in der Stadt Rom!“

Der Teufel lachte: „Ob Gasthaus, ob wirkliche Stadt Rom — das ist einerlei. Du bist in Rom. Du bist mein!“ Damit streckte er die Hand nach ihm aus. Hilfslos sah Twardowski sich um und erblickte in einer Wiege ein soeben getauftes Kind. Schnell nahm er das unschuldige Kind auf die Arme: nun hatte der Teufel keine Macht mehr über ihn.

Da fing der Teufel zu höhnen an: „Ach, großmächtiger Twardowski, jetzt erfahre ich, daß ein Edelmann keinen Mut hat und wortbrüchig wird!“

Twardowski schrie zornbevend: „Der Teufel sollte dich holen, wenn du nicht selber der Böse wärst! Du sollst es nicht erleben, daß ein Edelmann sich mutlos und wortbrüchig zeigt! Ich gehe mit dir!“

Da nahm ihn der Teufel mit triumphierendem Höllenlächeln und flog mit ihm durch den Schornstein des Gasthauses „Rom“ geradenwegs zur Hölle. Viele Krähen flogen mit greulichem Getöse hinter ihnen her.

Twardowski sah auf die Erde hinunter, über die ihn der Teufel trug. Er sah seine schöne alte Vaterstadt Krakau; er sah sein geliebtes polnisches Heimatland. Er dachte an seine Kindheit, an seine Mutter, an seinen Vater. Gebete und Lieder, die seine Mutter ihn einst gelehrt hatte, kamen ihm in den Sinn. Er konnte nicht anders, er fing an, diese Lieder zu singen: Marienlieder, Jesuslieder. „Schweig still!“ brüllte der Teufel. „Ich kann solch ein Geplärre nicht hören!“ Aber Twardowski sang weiter. Es war, als sängen alle Engeln mit. „Wenn du nicht aufhörst, dann lasse ich dich aus dieser Höhe auf die Erde fallen, daß du dir alle Knochen im Leibe zerbrichst!“ drohte der Teufel. Twardowski aber hörte nicht auf die Drohungen, sondern sang aus voller Seele.

Da ließ ihn der Teufel mit fürchterlichem Fluche los und fuhr saugend und Feuer schnaubend zur Hölle.

Twardowski aber fiel, fiel und blieb mit einmal hängen: er saß auf dem unteren Horn der Mondschel, und unter ihm hing sein getreuer Diener Maciek als Spinne. Maciek hatte seinen Herrn auch auf dem Wege zur Hölle nicht verlassen.

Aus dem weiten Weltenraume ertönte eine Stimme: „Du bleibst auf der Mondschel sitzen bis zum letzten Gerichtstage!“

Und so geschah es: Twardowski blieb auf der Mondschel bis heut.

Die Spinne Maciek aber sitzt mit ihm dort oben, bedient ihn und unterhält ihn wie einst auf der Erde. Einmal im Jahre — im Frühjahr gewöhnlich — läßt sie sich an ihrem Faden zur Erde nieder, sieht, was die Menschen machen und hört, was sie sagen. Wenn sie genug gesehen und gehört hat, kriecht sie wieder in die Höhe und erzählt Herrn Twardowski alle Begebenheiten. Auf diese Weise verkürzt Maciek seinem Herrn den Aufenthalt dort oben.

Margarete Nachtigal.

Der Amateurphotograph.

Die Herstellung von Vergrößerungen.

Mit der starken Verbreitung der kleinen Apparatformate in der Amateurphotographie hat sich notwendig die Anfertigung von Vergrößerungen in weite Kreise eingeführt. In unserem Artikel „Der Bau eines photographischen Vergrößerungsapparates“ wurde zum Bau eines einfachen Apparates hierzu angeregt. Heute kommen wir zur Praxis des Vergrößerns.

Zunächst richten wir den Lichtkegel auf die Projektions-ebene, ohne Negativ und Mattscheibe, und verschieben den Leuchtkörper vor- und rückwärts, bis der Lichtkreis gleichmäßig hell erscheint. Sollte die in dem erwähnten Artikel angegebene Ristenlänge nicht ausreichen — das hängt von der Länge der Glühlampe und ihrer Fassung ab —, so hilft Ausfügen einer entsprechenden Oeffnung im hinteren Ristenbrett. Nun setzen wir die Mattscheibe und das Negativ ein. Besteres natürlich umgekehrt, Schichtseite nach vorn. Die Scharfeinstellung bei ganz offener Blende kann mit oder

ohne Vergrößerungsglas erfolgen. In die gewöhnliche Sagatte erreicht, stellen wir nach geeignetem Abblenden mit einem Probefestreifen die genaue Belichtungszeit mit der Uhr fest. Hierauf ist der größte Wert zu legen. Um eine klarstehende Vergrößerung zu erhalten, ist die vollständige Ausentwässerung in normaler Zeit erforderlich. Sie beträgt bei normaler Temperatur und Konzentration des Entwicklers etwa eine Minute. Gewisse Veränderungen zur Erreichung einer besonderen Wirkung ergeben sich bei längerer Erfahrung von selbst. Nach dem Entwickeln kommen die Vergrößerungen in ein Bad von verdünnter Essigsäure. Das ist bei einer ausentwässelten Vergrößerung nicht unbedingt nötig. Man kann sie auch nach kurzem Wässern direkt in das saure Fixierbad bringen. Die weitere Behandlung entspricht der der Gaslichtabzüge. So weit das Herstellungsverfahren.

Nun noch einige praktische Winke: Wir verwenden Bromsilberpapier, wie es unter den Namen Mimosa, Satrap, Atlas usw. in den Handel kommt. Diese Papiere werden in den verschiedensten Sorten geliefert, vom feinsten Weiß bis zur größten Härte. Unsere Entscheidung hängt naturgemäß vom Negativ ab. Handelt es sich um eine größere Anzahl von Vergrößerungen eines Negativs oder mehrerer Negative gleicher Härte, so ist der Kauf eines großen Formats, 24 mal 30 oder gar 30 mal 40, vorseher.

Um zu vermeiden, daß man das Papier an einer falschen Stelle des Projektionsbrettes (aus weichem Holz) befestigt, empfiehlt es sich, während des Anheftens die Glühbirne brennen zu lassen und das Objekt mit einem Deckel mit dunkelgelbem Fenster zu schließen.

Geeignete Heftnadeln sind käuflich zu haben. Während des Belichtens haben wir eine günstige Gelegenheit, kleine Schwächen des Negativs abzumildern. Wir schneiden uns aus Karton verschieden große Fahnen, mit denen wir bestimmte Partien abschattieren, die sonst auf dem Positiv zu dunkel erscheinen würden. Mit einiger Geschicklichkeit läßt sich da manches erreichen. Ist der Bildausschnitt aus irgendeinem Grunde nicht recht geglückt bei der Aufnahme, so bedecken wir mit Klebestreifen die überflüssigen Teile des Negativs ab. Ist das nicht nötig, so umrahmen wir nur die Ränder der Platte. Dadurch steht das Bild beim Positiv in einem weißen Rahmen. Das wirkt sehr hübsch und ordentlich.

Gefällt einem für ein Bild das Schwarzweiß des Bromsilberpapiers nicht, zumal bei Porträt- und Landschaftsaufnahmen, so kann dem durch Tönung in verschiedenster Weise abgeholfen werden. Einige Papiersorten (Auskunft kann da jede einschlägige Handlung erteilen) erhalten durch bestimmte Temperaturen des Entwicklers feine Tönungen. Sonst sind Selen- oder Schwefeltonbäder sehr geeignet. Die Anweisungen liegen den käuflichen Packungen bei. Hierzu sind meist kräftig entwickelte Vergrößerungen notwendig. Mit dieser Anleitung wird der geschickte Anfänger leicht so weit kommen, daß er bei weiterreichendem Interesse durch ausführlichere Beschreibungen in Fachschriften zum Meister wird.

Fröhliche Ecke.

Der Patriot. Maler: „Für dieses Werk hat mir ein Amerikaner dreitausend Mark geboten!“ Besucher: „Ich würde nicht mehr als fünfzig Mark dafür geben!“ Maler: „Gut! Nehmen Sie es hin! Wir dürfen nicht alle unsere Meisterwerke ins Ausland gehen lassen!“

Sie (im Ehegespräch): „Meinst du etwa, du habest ein besseres Urteil als ich?“ — „O nein. Die Wahl, die wir beide bei unserer Verheiratung trafen, beweist, daß du ein besseres Urteil hast.“

„Was? Sie behaupten, daß es angenehm ist, im Gefängnis zu sein?“ — „Ja, man braucht da nicht mitten in der Nacht aufstehen, um nachzusehen, ob man die Wohnungstür verschlossen hat!“

Sie: „Denken Sie sich, was meiner Tante passiert ist! Sie wollte nach Amerika fahren und träumte in zwei aufeinanderfolgenden Nächten, das Schiff wäre untergegangen. Darauf entschloß sie sich, nicht zu fahren. Und das Schiff ging tatsächlich unter, und alle Passagiere ertranken. War das nun nicht ein glückiger Fingerzeig der Vorsehung für uns?“ — Er: „Das kann ich nicht beurteilen — ich kenne Ihre Tante nicht.“

„Herr Doktor, wie geht es mit meinem Mann?“ — „Schlecht, er ist sehr nervös. Er bedarf unbedingt der Ruhe. Ich habe hier ein paar Beruhigungspulver aufgeschrieben.“ — „Wann soll ich ihm die geben?“ — „Die sollen Sie einnehmen, gnädige Frau.“